

genau, wird aber, nach Ansicht des Verfassers, wenn richtig behandelt, mehr für zeitgemäße und durchführbare Verbesserungen thun, als die Heißsporne der Reformpartei. — Im eben eingelaufenen Aprilheft setzt Ricarda Huch ihre Studien zur romantischen Schule fort. Sie schildert diesmal die Gründung des „Athenäums“, jener von den Schlegels, vornehmlich von Friedrich geleiteten Zeitschrift, die nur von 1798 bis 1800 bestand und hauptsächlich an ihrer Unverständlichkeit und geistigen Exklusivität zugrunde gieng. Außerst interessant ist es, aus diesem Aufsatz zu ersehen, wie sich vor genau hundert Jahren eine geistige Bewegung vollzog, die bis ins Kleinste die gleichen Flügel aufweist, die heute wahrzunehmen sind und von der großen Menge bekämpft werden. So sprach Tieck mit Vorliebe vom Zueinanderfließen von Poesie, Musik und Malerei, und versuchte für alle Künste und alle Wissenschaften ein einziges Grundprincip zu finden. So predigten die Schlegels unablässig den Cult der Schönheit, die Erweiterung der eigenen Persönlichkeit als höchstes, einzig würdiges Ziel. Geradezu Programm des „Athenäum“ war es, über den äußeren Schein hinweggehend, das innerste Wesen der Dinge hervorzufinden; auch damals cursierte in den Kreisen der Dichter und Künstler das Wort von den „vernünftigen, aber dummen Leuten“, und ebenso hörte man das Publicum klagen, die deutschen Schriftsteller schrieben nur für einen kleinen Kreis, ja oft nur für sich selbst untereinander, worauf diese trotzig meinten, das sei gut so, „dadurch wird die deutsche Literatur immer mehr Geist und Charakter bekommen“. — Weiterhin veröffentlicht Prof. Th. Gomperz eine Reihe von Briefen und Tagebuchblättern des vor einigen Jahren verstorbenen Dr. S. Spizer, der von 1845 bis 1850 Leibarzt des Sultans Abdul Medjid war, und die ein interessantes Bild des türkischen Hoflebens aus jener Zeit geben.

„Macmillans Magazine“. Frederic Greenwood, einer der hervorragendsten Publicisten Englands, schreibt über die öffentliche Meinung in öffentlichen Fragen. Die Fajschoda-Angelegenheit habe gezeigt, daß die Stimme des Volkes weit ausschlaggebender sein kann als die der Diplomaten, und das einmütige Vorgehen des englischen Volkes habe diesmal der Regierung zu einem glänzenden Triumph verholfen. Blickt man auf andere entscheidende Fragen im Laufe der letzten Jahrzehnte zurück, nennt man die Namen: Gordon, Chartum, Sudan, so zeigt es sich abermals, daß die öffentliche Meinung und ihr Sprachrohr, die Presse, weit umsichtiger und klarer, mit viel richtigerem Instinct geurtheilt habe als die Staatsmänner, daß die Presse sich weit weniger Irthümer zu schulden kommen ließ als diese, und daß, wenn durch sie falsche Nachrichten verbreitet wurden, dies zumeist unter dem Einfluß falscher Informationen von oben her geschah. Eben deshalb sollte die Regierung in öffentlichen Fragen mehr Gewicht auf die Stimme des Volkes und der Presse legen und einen lebendigeren Contact damit unterhalten. Das Vorgehen des Ministers des Aeußern in der Fajschoda-Affaire habe doch so deutlich bewiesen, wie sehr das englische Volk ein solches Vertrauen verdiene; die englische Regierung aber umgebe sich seit einigen Jahren mit unburghringlichen Schleiern, so daß der Engländer heute weniger über die Beziehungen seines Landes zu den anderen Mächten und die voraussichtliche Entwicklung seiner auswärtigen Politik weiß, als jeder intelligente russische Bauer über die Absichten des Czars. . .

Einem interessanten Artikel, der gegen Italiens Occupation in China gerichtet ist, bringt die „Nuova Antologia“ aus der Feder C. Lombrosos. Man stellt sich die Occupation in China so leicht vor, wie Eroberungen in halb barbarischen Ländern, zumal die Chinesen im letzten Kriege sich schwach erwiesen haben. Als Verräther des Militarismus sind die Chinesen im Kriege allerdings wirklich inferior, aber das ist kein Zeichen von Barbarismus, deutet im Gegentheil auf einen Civilisationsgrad, der höher steht als jener Europas. Sie haben einen ganz anderen Typus der Civilisation, sind uns im Ackerbau überlegen, werden von einer verhältnismäßig erleuchteten Bureaucratie regiert, sind frei von religiösem Fanatismus und Classenkampf, besitzen aber einen starken Fond von Autoritätsgefühl und Staatsfanatismus. Die vier großen Plagen unserer modernen Staaten, die feudale, clericale, militärische und capitalistische, haben sie vermieden, und es hat, nach Lombrosos Ansicht, ihr Staat von 400 Millionen eine solidere Consistenz als beispielsweise Oesterreich oder England mit ihren nationalen, religiösen und Classenkämpfen. Es wäre daher Anstöß, zu glauben, daß eine momentane Occupation durch ein paar Schiffe und ein halbes Heer es uns dauernd erhalten würde. Mit Flintenschüssen kann man 1000 Bewaffnete tödten, aber nicht den Sinn von Millionen ändern, welche sich der europäischen Civilisation weder anpassen können, noch wollen. Sie würden sich erheben mit der Kraft des einigen Zusammenhaltes, mit dem Staatsfanatismus würden sie reagieren und über die europäischen Nationen triumphieren. Man hüte sich daher im Westen lieber vor einer so dicht gesäeten Bevölkerung, deren Arbeitskräfte schon heute bedeutende Rivalen unserer Auswanderer sind. Der Tag, an welchem die Kulis auch in der Industrie unsere Rivalen sind, wird uns ruinieren. Ein verzeihlicher Irthum ist der Einfall in China bei den Engländern, die durch Opium- und Theehandel ein directes Interesse haben, und deren Handelsumsatz mit China 70% des ganzen europäischen beträgt; unverzeihlich ist er jedoch für Italien, dessen Handel mit China 1 Million Lire Import und 18 Millionen Export beträgt und welchem die Expedition eines Kriegsschiffes nach China auf eine halbe Million zu stehen kommt. Italien hätte aus seinen schlechten afrikanischen Erfahrungen lernen sollen, wobei dort die Bedingungen noch günstigere waren. Mit weit weniger Kraftverschwendung könnte man, wenn das Geld vorhanden wäre, die unbekauten italienischen Landstriche cultivieren.

Leander.

Novelle von Hermann Bahr.

(Fortsetzung.)

Herr von Handl öffnete eine Flasche Cognac, er hatte sie in Amstetten von dem Pariser gekauft. Er bot dem Ingenieur an, der dankte, kostete selbst zwei Mal und nahm dann erst noch einen

ordentlichen Schluck; „wegen der Kälte,“ sagte er. Der Ingenieur blieb stumm. Da hatte Herr von Handl das Bedürfnis, über seinen Muth zu sprechen. „Ich staune selbst, daß ich gar keine Angst habe, aber gar nicht. Ich würde mich nicht im geringsten schämen, ich bin nicht Officier, ich kann so feig sein, als ich will. Ich war auch immer überzeugt, daß ich es bin. Aber ich weiß nicht, woher es kommt: ich spüre nichts.“ Er trank wieder Cognac, dann sprach er weiter, er mußte sprechen. „Es ist merkwürdig: Wenn ich zum Beispiel über eine finstere Stiege gehe, fürchte ich mich. Es ist mir überhaupt schrecklich, im Finstern zu sein. Sie sehen, ich bin gar kein Held. Dagegen in einer wirklichen Gefahr, wie jetzt — das kommt vielleicht daher, weil ich Fatalist bin. Wenn man ängstlich ist, dürste man ja überhaupt nicht auf der Bahn fahren. Wenn es mir bestimmt ist, kann ich mir im Zimmer den Fuß brechen und auf der Gasse fällt mir ein Ziegel auf den Kopf, denke ich mir halt. Ist das nicht das Gescheidteste? Wer kann denn leben, wenn er es ernst nimmt? Lustig sein, das ist die einzige Philosophie. Es lebe das Leben! Wollen Sie nicht noch einen Cognac? Er ist wirklich sehr gut. Wer weiß, wo wir in einer halben Stunde liegen? Da wollen wir doch wenigstens fidel gestorben sein.“ Er schwenkte die Flasche und lachte. Er redete ungeheuer schnell. Bald saß er, bald stand er auf, bald gieng er durch den Wagen. Er hatte nie einen Postwagen gesehen und bat, ihm die Manipulation zu erklären. Der Assistent, ein bescheidenes, schweigsames Männchen, that es lakonisch. Herr von Handl hatte tausend Fragen. Der Ingenieur saß in der Ecke und ließ seine kleine hölzerne Pfeife qualmen. Da gab es ihnen einen Stoß, es wurde gebremst, sie hielten mit einem Ruck. Sie waren an der Brücke. „Kommen Sie!“ sagte der Ingenieur und stieg aus. Herr von Handl folgte mit dem Assistenten. Sie giengen vor, man sah kaum zwei Schritte weit, alles war in einem dicken Qualm, sie rutschten bei jedem Schritt, der Damm gab nach. „Ihr thut's hier warten, ich werd' schon rufen,“ sagte der Ingenieur zu den zwei Maschinisten. Diese waren abgestiegen und standen neben ihren Maschinen. Sie antworteten nichts. Der Große nahm bloß die Mütze ab und grüßte. „Also gehen wir!“ sagte der Ingenieur. Sie giengen. Herr von Handl trug die Flasche in der Hand, er hatte sie in Gedanken mitgenommen. „Donnerwetter!“ sagte der Assistent, der der erste war. Das Wasser spritzte schon über die Wand auf die Brücke. Es konnte unten nicht mehr durch, sondern staute sich. Man sah keinen Pfeiler mehr. Jeden Moment schien es, mußte die ungeheure Woge über das Geländer schlagen. Der Ingenieur stand in der Mitte der Brücke und sah das furchtbare Schauspiel. Der Gicht stob ihnen ins Gesicht. Sie giengen hinüber. Der Ingenieur blieb stehen, Herr von Handl wartete mit dem Assistenten, keiner sprach. Mühsam sagte der Ingenieur endlich leise zu sich: „Passierbar — passierbar ist sie!“ Er wischte sich mit einem großen, geblühten Tuch den Schweiß ab; er war ganz roth. Dann wandte er sich um, hob winkend den Arm und schrie hinüber: „Abfahren!“ Drüben regte sich nichts. Der Ingenieur hielt die hohle Hand an den Mund und rief wieder: „Was is denn? Abfahren!“ Er dehnte das A und ließ das R schnarren. Aber es wollte sich drüben noch immer nichts regen. Sie sahen bloß den großen Schatten des Zuges, ein rothes Feuer und zwei unbewegliche schwarze Flecken. „Herr Gott, ist der Kerl blöd!“, sagte der Ingenieur. Sie giengen nun alle drei ein paar Schritte zurück, stellten sich nebeneinander auf, der Ingenieur zählte und auf „Drei“ schrien sie, so laut sie konnten, jede Silbe betonend: „Ab—fah—ren!“ Der Ingenieur winkte dazu mit seinem Tuch. Dann horchten sie. Eine Weile blieb es still. Sie sahen nur die zwei schwarzen Flecken sich bewegen. Endlich schien der eine sich etwas zu nähern und nun hörten sie, hell und hart durch den Nebel: „Nein!“

„Was is?“ schrie der Ingenieur.

„Nein,“ klang es wieder.

„Das verstehe ich nicht,“ sagte der Ingenieur, „was da geschehen ist.“ Er kehrte um, Herr von Handl und der Assistent giengen mit. Als sie in der Mitte der Brücke waren, konnten sie die zwei Maschinisten sehen. Sie standen unbeweglich da. „Also was is denn?“ schrie der Ingenieur ungeduldig. Da wandte sich der Große langsam um und schlich, wie ein alter Hund, zu seiner Maschine. Aber der andere fuhr los: „Und i fahr' net, i fahr' net! Machen S', was Sie wollen: i fahr' net! Das is der reine Mord, Herr Ingenieur! I hab' Weib und Kind z' Haus. I thu's net. Unser einer is ja a a Mensch!“ Er zitterte, seine Stimme war rau, er schrie gewaltig und fuchtelte mit den Armen, ohne den Ingenieur anzusehen, indem er mit dem Tuch mechanisch an der Maschine rieb, als ob er das nur so nebenbei sagen würde. Er redete immer hastiger, immer schneller. Dabei keuchte er vor Müdigkeit und Angst, seine Augen stierten, das Gesicht war ganz gelb. „Unser einer is doch a a Mensch. I verkauf' mei Leben net — wegen die paar Mensch! I hab' Weib und Kind z' Haus! Dees kann man von kein Menschen verlangen!“ Er sagte in einemfort dasselbe und schrie immer lauter.

Der Ingenieur hatte sich seine Pfeife angezündet, jetzt sagte er ruhig: „Also vorwärts! Das wär' das Neueste, daß man jetzt die Herrschaften erst fragen müßt, ob es ihnen gefällig ist.“